

Wer braucht Erziehung?

Impulse der Psychoanalytischen Pädagogik

Herausgegeben von
Helmut Reiser und Hans-Georg Trescher



Päd
13
Wer
2 Hef.

~~BRUNNEN~~

in das Inventarbuch der
Zentralbibliothek
unter Nr. 105.901
inventarisiert. 22. AUG. 1988
Ffm., den Ma

1 0362 185 2 946 |

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Wer braucht Erziehung?: Impulse d. psychoanalyt. Pädagogik;
Festschr. für Aloys Leber / hrsg. von Helmut Reiser u. Hans-Georg Trescher. - →
2. Aufl. - Mainz: Matthias-Grünwald-Verlag, 1987. - 223 S.
ISBN 3-7867-1270-0

NE: Reiser, Helmut [Hrsg.]; Leber, Aloys: Festschrift

© 1987 Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz
2. Auflage

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlag: Harun Kloppe, Mainz
Satz: Georg Aug. Walter's Druckerei GmbH, 6228 Eltville am Rhein
Druck und Bindung: Druckhaus Darmstadt

Matthias-Grünwald-Verlag · Mainz

306
11



Aloys Leber

Foto: Christian Leber

Interview mit Aloys Leber über seine Erfahrungen und seine Einschätzung der Psychoanalytischen Pädagogik

(Interviewer: H. Reiser und H.-G. Trescher)

Frage:

Herr Leber, Sie haben sich als Psychoanalytiker seit langem darum bemüht, Psychoanalyse in Praxis, Forschung und Lehre der Pädagogik einzubringen. Was halten Sie an der Psychoanalyse in bezug auf Pädagogik für so wichtig, daß Sie das so engagiert tun?

A. Leber:

Wie ich immer wieder betone, bringt die Psychoanalyse eine grundlegend neue Sichtweise sowohl in die Human- und Sozialwissenschaften als auch in den beruflichen Umgang mit Menschen. Ich denke aber, daß sich Pädagogen schwer tun, Psychoanalyse als relevant für ihre Theorie wie für die alltägliche Arbeit anzuerkennen; denn Psychoanalyse entspricht nicht dem bisherigen Verständnis von einer auf Erziehungsziele gerichteten rational geplanten pädagogischen Handlungsweise. Psychoanalyse entstand, als ein Arzt der Intention seiner Patientin folgte, anstatt übernommene medizinische Verfahren anzuwenden. Er hörte offen und unvoreingenommen zu, was sie ihm spontan von ihrem leidvollen Erleben mitteilte. Sigmund Freud griff das auf. Mit der von ihm so genannten gleichschwebenden Aufmerksamkeit auf seiten des Psychoanalytikers und dem freien Einfall seitens des Analysanden hat er das wissenschaftlich kultiviert. Freuds Zuordnung von unbefangenen, offenem Hinhören und Gelegenheit zur spontanen Äußerung war eine Erfindung, die im Zusammenhang mit der Entdeckung von Widerstand und Übertragung zu ungeahnten Einsichten und Erkenntnissen über den Menschen, sein – unbewußtes – Erleben, seine psychischen Leiden und deren Äußerungen, über die Beeinträchtigung seiner Entwicklung, über Strukturen und Probleme von zwischenmenschlicher Interaktion und Kommunikation führte. Vor allem aber wurde Psychoanalyse zu einem wissenschaftlich erforschbaren und in einer ganz bestimmten Weise vermittelbaren Verfahren. Dies ermöglicht, beim einzelnen wie in Gruppen chronifizierte, psychische Probleme zu lösen, die bisher die Entwick-

lung blockierten, die Erlebnisfähigkeit einschränkten, die Lebensbemeisterung behinderten. Sigmund Freud hatte wie niemand zuvor deutlich erkannt, daß der Mensch immer – vor allem, wenn er, wie in der psychoanalytischen Situation, ausdrücklich Gelegenheit dazu hat – Reaktionen auf – meist frühe – beeinträchtigende und überwältigende Erlebnisse zum Ausdruck bringt, ja diese immer wieder inszeniert, um so Entlastung oder Ausgleich zu finden. Es wurde dann herausgearbeitet, wie der Mensch stets danach strebt, aktuelle Situationen mit dem jeweiligen Beziehungspartner nach dem Muster früher Erfahrungen zu gestalten, um sie jetzt zu meistern. So ermöglicht Psychoanalyse, den von Freud so genannten Wiederholungszwang allmählich außer Kraft zu setzen und damit neue Möglichkeiten der Selbstfindung und der Selbstgestaltung anzubahnen, Blockaden von Entwicklungs- und Bildungsprozessen zu überwinden.

In der institutionellen Pädagogik wird bis heute zu wenig zur Kenntnis genommen, daß Psychoanalyse über ihr eigenes Verfahren hinaus gerade unter diesen Aspekten sowohl für die alltägliche Praxis wie für Theorie von Erziehung und Bildung von eminenter Bedeutung ist. Während in Forschung, Lehre und Administration von Pädagogik aus Angst vor der Mobilisierung von Konflikten oder vor dem Verlust der Kontrolle über sie und vor rational nicht genau planbaren Veränderungen die Aufnahme psychoanalytischer Einsichten und Vorgehensweisen ins pädagogische Feld eher vermieden oder behindert wird, findet Psychoanalyse dort aber »subversiv« Eingang. Auch wenn dies kaum eingestanden wird, so erweist sich heute professionelle Erziehung nach Abschaffung der Prügelstrafe und offizieller Abwertung herkömmlicher Disziplinierungsversuche als außerordentlich schwierig und strapaziös. Wie wenn damit der Stein der Weisen für die Erziehungspraxis gefunden wäre, werden ständig neue Theorien und Konzepte entwickelt oder anderen Wissenschaften entlehnt. Doch rasch erweisen sich diese als Scheinlösung, so daß nach einer neuen Ausschau gehalten werden muß.

Die infolgedessen auf die wirklichen Probleme der Praxis, vor allem hinsichtlich der emotionalen Anforderungen, nicht hinreichend vorbereiteten Pädagogen werden von ihr schockartig überwältigt, wenn es ihnen nicht gelingt, eine Überlebensstrategie zu finden. Jedenfalls fühlt sich ein Großteil von ihnen vor allem affektiv überfordert und reagiert mit psychischen oder psychosomatischen Symptomen. Das führt viele von ihnen dazu, häufiger als Angehörige anderer Berufsgruppen eine psychoanalytische Therapie anzustreben, falls Gelegenheit dazu besteht. Über die psychoanalytische Behandlung von Pädagogen dringt so von außen unbemerkt psychoanalytisches Verständnis ins pädagogische Feld ein.

Des weiteren wird heute allenthalben nach Supervision verlangt. Doch werden mit diesem Wort bisweilen geradezu magische Erwartungen verknüpft. Dadurch wird selbsternannten, nicht hinreichend qualifizierten Supervisoren Tür und Tor geöffnet. In der Psychoanalyse jedoch wurde – durch die Initiative und Forschungsleistungen von Pionieren wie Michael Balint – psychoanalytische Gruppensupervision entwickelt, durch die aus medizinischen, pädagogischen, psychologischen und seelsorgerischen Berufsgruppen kommende Teilnehmer Gelegenheit haben, ein tieferes Verständnis und größere Toleranzen für die in die Interaktion mit ihnen eingehenden Probleme ihrer Klientel sowie Vorstellungen für ein sinnvolles, förderliches Vorgehen zu gewinnen. Auf diesem Wege werden wichtige Fähigkeiten für den professionellen Umgang mit Menschen ausgebildet. Für mich selbst wurde eine Tätigkeit als Hochschullehrer erst interessant, als ich sah, daß ich psychoanalytische Vorgehensweisen in einen pädagogischen Studiengang einbringen kann. Eine besondere Bedeutung der Psychoanalyse für die Pädagogik liegt meiner Auffassung nach darin, über solche Verfahren beim tätigen wie beim künftigen Pädagogen den Prozeß der Professionalisierung zu fördern. Dabei ergibt sich eine fruchtbare Wechselbeziehung zwischen Praxis und Forschung bzw. zwischen Praxis und Theorie.

Frage:

Welche speziellen Erfahrungen konnten Sie mit der Anwendung der Psychoanalyse in pädagogischer Praxis und Forschung sammeln?

A. Leber:

Ich kann jetzt auf eine etwa fünfunddreißigjährige Arbeit mit Psychoanalyse, zunächst in heil- und sozialpädagogischer Praxis und dann in Lehre und Forschung an der Universität, zurückblicken. Die dabei gemachten Erfahrungen hängen eng mit meiner Antwort auf Ihre erste Frage zusammen. Sowohl bei meiner Tätigkeit in der Erziehungsberatung und in Heimen wie auch in anderen Institutionen der Jugendhilfe und bei Forschungsprojekten über Pflegekinder und über »Kindergarten und soziale Dienste« wurde mir deutlich, wie die ständige Inszenierung früher traumatischer Erlebnisse für alle Beteiligten so unerträglich werden kann, daß Beziehungen, z. B. zwischen Pflegekind und Pflegeeltern, abgebrochen werden oder zumindest davon bedroht sind. Das als Störer deklarierte Kind muß aus der Familie oder der Institution entfernt werden, wenn es seine Probleme so stark agieren muß, daß die Bezugspersonen damit nicht fertig werden, sie weder in ihrer Tragweite erkennen noch Lösungen für deren Bewältigung anbieten können. Werden hingegen

Affektäußerungen und Symptome verstanden, ertragen und einfühlsam angegangen, kann für den Betreffenden eine weiterführende Entwicklung angebahnt werden. Der Pädagoge gewinnt dabei an Selbstverständnis für seine künftige Alltagspraxis. So braucht eine Erzieherin oder ein Erzieher für ein Kind nicht die bessere Mutter bzw. der bessere Vater zu sein, sondern sie können das, was das Kind auf sie überträgt, wahrnehmen und zur Klärung der Beziehung, auch der zwischen Eltern und Kind, beitragen. Es zeigt sich, daß mit der wirklich angeeigneten Psychoanalyse eine Möglichkeit besteht, auch außerhalb des klassischen psychoanalytischen Settings die jeweilige pädagogische Situation professionell zu strukturieren und zu einem fördernden Dialog zu gestalten.

Frage:

Das hört sich ziemlich ideal an, als ob man mit Psychoanalyse alle (affektiven) Probleme im pädagogischen Alltag ohne weiteres lösen könnte. Wo sehen Sie die Grenzen des psychoanalytischen Ansatzes in der Pädagogik? Welche besonderen Schwierigkeiten ergeben sich bei der Anwendung der Psychoanalyse in pädagogischen Praxisfeldern?

A. Leber:

Psychoanalyse ist keinesfalls ein Zaubermittel, sondern ein ebenso voraussetzungsvolles wie begrenztes wissenschaftlich begründetes Verfahren. Mit ihm können wir uns nicht aller individuellen und schon gar nicht aller institutionellen und gesellschaftlichen Bedingungen entledigen.

Es hängt wesentlich davon ab, ob der einzelne Pädagoge darin unterstützt wird, zu erkennen, wie weit er selbst in seiner eigenen Problematik von den affektiv bedingten Äußerungen seiner Klientel bewegt wird, wie er mit den eigenen Gefühlsreaktionen umgehen und wie er diese von denen seiner Klienten unterscheiden kann.

Um überhaupt psychoanalytisch arbeiten zu können, sind bestimmte und flexible Rahmenbedingungen erforderlich, wie z. B. die angemessene Größe einer Gruppe oder einer Schulklassse und auch ihre Zusammensetzung. Besonders wichtig erscheint mir, daß in der gleichen Institution nicht – zumindest nicht in der gleichen Gruppe oder Schulklassse – unter psychoanalytischen Aspekten und gleichzeitig unter damit unvereinbaren Vorstellungen gearbeitet werden kann. Meiner Erfahrung nach ist Psychoanalytische Pädagogik in ihren Möglichkeiten immer dann besonders eingeschränkt, wenn sie in der gleichen Institution mit auf äußere Anpassung und Leistung abzielenden pädagogischen Konzepten in Konkurrenz gerät. Insofern sind der in meiner ersten Antwort erwähnten »Subversion« in pädagogischen Institutionen enge Grenzen gesetzt. Auch

der psychoanalytisch Geschulte kann sich gesellschaftlichen und institutionellen Bedingungen nicht entziehen. Der Druck des ausgesprochenen und unausgesprochenen gesellschaftlichen und institutionellen Auftrags lastet auch auf ihm. Er kann ihn allerdings reflektieren und nach Wegen suchen, ihn zu vermindern. Ich glaube, hier stehen wir noch ziemlich am Anfang psychoanalytisch orientierter Praxis und Forschung.

Frage:

Welche Chancen sehen Sie, psychoanalytisches Verstehen und Handeln auch in Institutionen durchzusetzen?

A. Leber:

Herr Trescher, Sie erinnern sich, wie wir uns bei unserem Forschungsprojekt »Kindergarten und soziale Dienste« freuten, als wir sahen, wie die Erzieherinnen durch unsere psychoanalytisch orientierte Beratung an Verständnis und pädagogischer Kompetenz gewannen und wie dadurch Problemkinder deutlich erkennbar gefördert, Eltern konstruktiv in Überlegungen einbezogen werden konnten. Nur hatten wir in einer Institution nicht rechtzeitig wahrgenommen, was dadurch bei den Vertretern des Trägers ausgelöst wurde. Wir hatten deren Reaktionen nicht hinreichend antizipiert und versäumt, jene Vertreter an unseren Überlegungen stärker zu beteiligen. Nun mußten wir mitansehen, wie der Träger die Gelegenheit eines Personalwechsels nutzte, um die Institution wieder in alte Geleise zurückzubringen. Was für die Erzieherinnen, vor allem für die Kinder erreicht war, wurde merklich reduziert.

Vielleicht läßt sich das Problem etwas vereinfacht so formulieren: Institutionen und Gesellschaften haben die Tendenz, den Antagonismus zwischen dem Streben des Individuums nach Selbstbestimmung und dem ihnen eigenen Interesse an Unterordnung ihrer Mitglieder einseitig für sich zu entscheiden. Demgegenüber richtet die in der psychotherapeutischen Einzelpraxis entstandene Psychoanalyse zunächst ihren Focus auf den einzelnen. Sie möchte ihn von seinem, aus dem »Unbehagen in der Kultur« entstandenen Leiden befreien. Schon Freud begab sich gerade mit seiner so benannten berühmten Schrift in ausdrückliche Opposition zur Kultur, d. h. zu den bestimmenden gesellschaftlichen, menschlichen Leben einschränkenden Normen. Psychoanalytische Kultur- und Gesellschaftskritik zeigt seitdem, in welcher Weise Gesellschaft den Menschen durch die geforderte Anpassung in seinen Belangen und seinen Entfaltungsmöglichkeiten auch zu ihrem eigenen Schaden und somit eigentlich unnötig einschränkt. Der einzelne wird dabei derart belastet, daß er gerade so die Forderung nach Anpassung entweder – wie der sogenannte

Neurotiker – nur scheinbar oder – wie der sogenannte Verwahrloste oder Dissoziale – überhaupt nicht wirklich erfüllen kann.

Wo Psychoanalyse Eingang in Institutionen findet, gilt es, dort aufkommende Reaktionen und Widerstände ins Auge zu fassen, zu analysieren und zu versuchen, jenen Antagonismus – zwischen den Interessen des einzelnen wie denen des Ganzen, d. h. Institution und Gesellschaft – in eine für beide Seiten förderliche Balance zu bringen. Das ist natürlich wieder eine utopische Vorstellung. Der Pädagoge, der im Sinne der Psychoanalyse hier zu operieren versucht, bewegt sich in engen Grenzen; denn er ist jenem Kräftespiel oft eher ausgeliefert, als daß er es beeinflussen könnte. Und doch sehe ich für ihn eine Chance: In Abwandlung eines Satzes von Jürgen Habermas möchte ich aus meiner Erfahrung sagen, daß mit psychoanalytischer Reflexion dysfunktionale gesellschaftliche Zwänge zwar nicht außer Kraft, so doch zum Besten des einzelnen wie des Ganzen außer Anwendung gesetzt werden können. Hier liegt eine große Chance für eine Humanisierung des Lebens, vor allem der nachfolgenden Generationen.